Bad Rappenauer Heimatbote

Heimatgeschichtliche Veröffentlichung des Bad Rappenauer Museums- und Heimatvereins sowie der Stadt Bad Rappenau

Babstadt · Bonfeld · Fürfeld · Grombach · Heinsheim · Obergimpern · Treschklingen · Wollenberg

15. Jahrgang | Dezember 2005 | Nr. 16

Genisa-Funde in der ehemaligen Heinsheimer Synagoge

Hans-Heinz Hartmann

Das hebräische Wort „Genisa" oder „Geniza" bedeutet ins Deutsche übersetzt „der verborgene Ort", „Versteck". Um was handelt es sich bei der Genisa? Nach jüdischer Tradition durften in der Synagoge abgenutzte oder beschädigte, unbrauchbar gewordene Dinge nicht außerhalb der Synagoge entsorgt werden. Reste aller beim Kult benutzter Gegenstände, vor allem hebräisch oder jiddisch geschriebene Bücher, Schriften und Kalender mussten also innerhalb des Synagogen-Gebäudes in einer so genannten Genisa, einem schwer zugänglichen Ort gelagert werden. Eine solche Genisa konnte im Bereich unter dem Synagogen-Fußboden oder im Bereich des Dachstuhls untergebracht sein.

Es soll hier zunächst kurz die Geschichte der Heinsheimer Juden gestreift werden[1]. Ende des 18. Jahrhunderts gab es in Heinsheim 13 jüdische Haushalte, die dort, unterstützt von den Herren von Racknitz, 1796 eine eigene Synagoge errichteten[2]. 1836 hatte Heinsheim 118 jüdische Einwohner. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnte man sogar von einem zeitweise recht ausgeprägten jüdischen Gemeindeleben sprechen. Auf Grund ihrer Personenzahl waren die Juden im Gemeinderat und im Ortsschulrat vertreten. Die religiös-soziale Minderheit der Juden war zwar geprägt durch die Befolgung ihrer eigenen, auch ihr Alltagsleben bestimmenden Religionsgesetze und Bräuche, andererseits aber durch Nachbarschaftsbeziehungen mit der christlichen Dorfgesellschaft eng verflochten. Sie lebten ähnlich wie die bäuerliche Gesellschaft in sehr bescheidenen Verhältnissen, waren schließlich weitgehend in der dörflichen Gemeinschaft integriert, aus der sie nicht mehr wegzudenken waren. Allerdings ging dann gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch Abwanderung, vor allem in die Städte, die Zahl der Juden stark zurück. Die bis 1937 bestehende jüdische Gemeinde in Heinsheim löste sich schließlich auf. Da die für den Erhalt einer Synagoge erforderlichen zehn Haushalte in Heinsheim nicht mehr vorhanden waren, wurde die Synagoge an eine Privatperson verkauft. Dadurch entging sie 1938 zwar der Zerstörung, wurde allerdings dann auch nicht weiter beachtet. Der wirtschaftlichen Nutzung als Schlosserei durch Artur Semrau ist es zu danken, dass das Synagogen-Gebäude nicht verfiel. Die Umnutzung hatte allerdings nach 1938 etliche Veränderungen im Innern der ehemaligen Synagoge zur Folge. Für Speicherzwecke musste eine flache Holzdecke eingezogen werden, der so geschaffene Speicherraum wurde durch Beseitigung des muldenförmigen Stuckgewölbes vergrößert. Wegen dieser Umbauten im Dachbereich hatte niemand mehr an das Vorhandensein einer Genisa gedacht. Durch eine Ausstellung in Freudental[3] auf die Genisa-Sitte aufmerksam geworden, ergab sich jetzt wegen einer in nächster Zeit fälligen Dacherneuerung ein Anlass für eine genauere Untersuchung[4] des Dach- und Speicherbereichs, um eventuell dort doch noch vorhandene Genisa-Reste zu retten. Bei dieser Untersuchung fanden sich noch Spuren der einstigen Synagogendecke aus der Erbauungszeit im 18. Jahrhundert. Nach diesen Befunden besaß die Heinsheimer Synagoge keine Flachdecke, wie bisher angenommen wurde[5], sondern unter einem Holz-Sprengwerk ein für Synagogen typisches Tonnengewölbe in Stuck. Außerdem zeigte sich, dass unter der nördlichen Dachschräge ein Bereich zwischen dem Dachschwellbalken, dem oberen Mauerabschluss, den zwei westlichen Sparren und der Ziegeldeckung als Genisa gedient hatte. (Abb. 1). Die Lagerung der unbrauchbaren Reste an dieser Stelle erfolgte in Heinsheim von der beim Umbau abgebrochenen Frauenempore an der Synagogenwestwand[5] aus durch eine verschließbare Öffnung in der Stuckdecke.

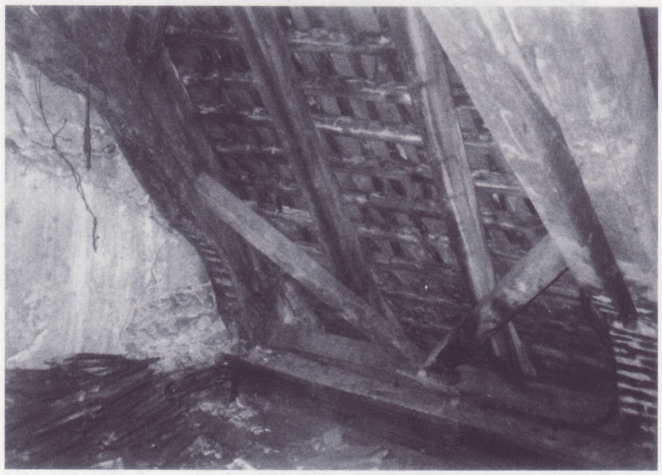

Abb. 1: Fundstelle der Genisa in der Nordwestecke des Dachbodens der ehem. Heinsheimer Synagoge

Abb. 2: Die zerknüllten Reste aus der Genisa der Heinsheimer Synagoge

Bei der Beseitigung der Stuckdecke ist sicherlich etliches aus der einstigen Genisa verloren gegangen. Trotzdem konnten 2005 noch etliche, allerdings im Verlauf der vergangenen Jahrhunderte durch Feuchtigkeit, Schimmel, Hitze, Staub, Mäuse und Ungeziefer stark mitgenommene Fragmente von Büchern und Kalendern geborgen werden. Hebräisch beschriftete zerknüllte, brüchig gewordene Papierreste (Abb. 2) steckten zwischen den Balken. Sie konnten inzwischen gereinigt und geglättet werden (Abb. 3). Auf Grund einer Untersuchung durch den Genisa-Spezialisten Dr. Frowald Hüttenmeister in Tübingen handelt es sich unter anderem um:

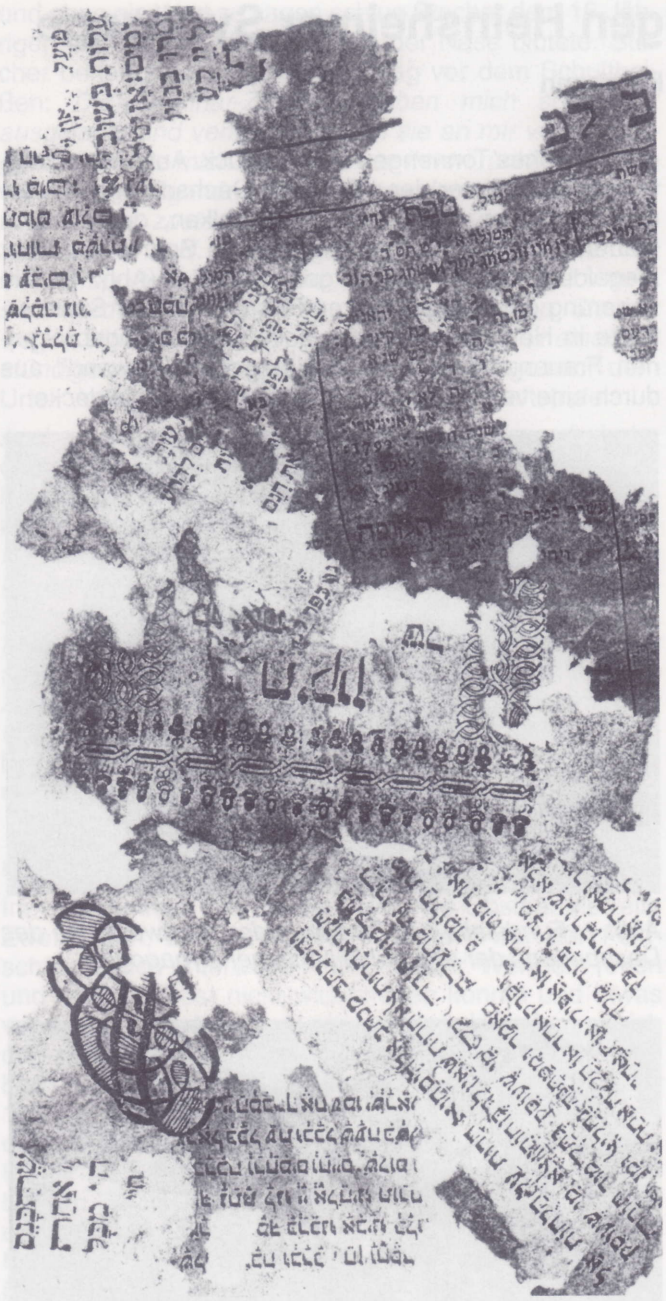

Abb. 3: Restaurierte, geglättete Fragmente jüdischer Schriften aus der Genisa

Abb. 4: Titelblatt eines Gebetbuchs, gedruckt in Amsterdam 1758/59.

Abb. 5: Zwei Seiten eines Gebetbuchs 18. Jahrhundert

- Fragmente eines Gebetbuchs mit Amsterdamer Buchstaben, gedruckt im Jahr 5519 (nach jüdischer Zählung), 1758/59 (nach christlicher Zählung) in Amsterdam (Abb. 4).
- Teil eines Gebetbuchs mit Teilen aus den Haftarot[6]: 2. König 11 und 1. Samuel 15 (Abb. 5)
- Fragmente von Pirke Awot[7], jiddische Ausgabe. Gedruckt im Jahr 5528 (nach jüdischer Zählung), 1767/68 (nach christlicher Zählung) von Chaim Ben Zwi Hirsch in Fürth[8] (Abb. 6)
- Fragmente eines Wandkalenders mit Sternzeichen am Rand (Wassermann und Fische, also den Februar und März betreffend). Der Kalender galt für das Jahr 5531 oder 5542 (nach jüdischer Zählung), 1770/71 oder 1781/82 (nach christlicher Zählung) (Abb. 7).
- Fragmente eines zweiten Wandkalenders um 1792.
- Teile eines Taschenkalenders 18. Jahrhundert mit Angaben, wann und wo Markt oder Messe im deutschsprachigen Raum vom Elsass bis Polen abgehalten wurde, einem bürgerlichen Kalender mit Eintrag der christlichen Feiertage (an denen nicht hausiert werden durfte) sowie einer Art hundertjährigem Kalender für das Wetter (Abb. 8).
- Ein Lulav-Ring aus Pflanzen-Stengeln und Blättern. Er hatte zum Zusammenhalten des Feststraußes am Laubhüttenfest, dem jüdischen Erntedankfest, (Anfang Oktober) gedient.
- Gemusterte Gewebereste, wahrscheinlich eines Gebetsmantels (Abb. 9).

Abb. 6: Titelblatt von Pike Awot 1767/68 aus der Genisa der Heinsheimer Synagoge.

Abb. 7: Randteil eines Wandkalenders 1770/71 oder 1781/82 (Februar und März).

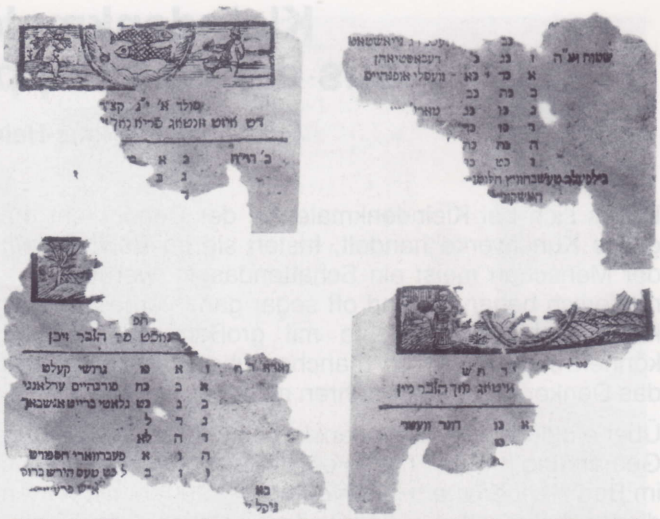

Abb. 8: Fragmente von vier Seiten aus einem Taschenkalender des 18. Jahrhunderts.

Abb. 9: Reste von Textilien aus der Genisa der Heinsheimer Synagoge. Sie stammen wahrscheinlich von einem Gebetsmantel.

Anmerkungen

1) M. Konnerth, Der Judenfriedhof bei Bad Rappenau-Heinsheim. Bad Rappenauer Heimatbote 6 (1994), S. 23, 1.6.7.
2) A. u. M. Rothenhöfer, Die Geschichte der ehem. Synagoge von Bad Rappenau-Heinsheim. Bad Rappenauer Heimatbote 14 (2003) S. 68 ff
3) „Genisa – das verborgene Erbe der deutschen Landjuden". Ausstellung in der ehem. Synagoge in Freudental, 1993
4) Die Untersuchung im März 2005 erfolgte durch Pfarrer Bernd Göller, Hans-Heinz Hartmann und Rudolf Rothenhöfer
5) M. Konnerth, Wie Anm. 1, S. 37
6) Haftarot: Bezeichnung für die Abschnitte aus den prophetischen Büchern, die als Abschluss der sabbatlichen Thora-Vorlesung nach dem jeweiligen Wochenabschnitt verlesen werden.
7) Pirke Awot: (Sprüche der Väter). Sammlung von Wahlsprüchen der Schriftgelehrten und Tannaiten, Bestandteil der Liturgie
8) Nach Yeshayahu Vinograd: Thesaurus of the Hebrew Book, Jerusalem 1993